



Ob in der Ausbildung, der Berufswelt oder im Sozialleben: Jugendliche haben es derzeit schwer.

GORAN BASIC / KEYSTONE

Jetzt sind die Erwachsenen gefragt

Jugendliche brauchen sich vor dem Coronavirus kaum zu fürchten. Die Massnahmen treffen sie aber besonders hart. Das hat Folgen für die ganze Gesellschaft. Von Nils Pfändler

Es ist ein Privileg der Jugend, den Erwachsenen auf die Nerven zu gehen. Diese können sich auch vorzüglich über die Jungen ärgern. Wie oft wurde die Generation Z, also die ungefähr zwischen 2000 und 2010 Geborenen, schon als faul und verwöhnt dargestellt, als handysüchtige Selfie-Kids, die lieber auf Snapchat und Instagram ihren narzisstischen Neigungen frönen, anstatt sich dem Ernst des Lebens zu stellen? In den aussergewöhnlichen Monaten der Corona-Pandemie ist allerdings etwas Sonderbares passiert: Es ist still geworden um die Jugendlichen.

Das gibt Grund zur Sorge. Stille passt so gar nicht zur Lebensphase von Pubertät und Party. Dabei hätten die Teenager unsere Achtung und Aufmerksamkeit mehr als verdient. Sie sind in der Corona-Pandemie gesundheitlich am wenigsten gefährdet – und doch hat die Krise den Jugendlichen prägende Momente ihrer Biografie gestohlen. Die Schnupperlehre für den Traumberuf? Findet nicht statt. Die Maturafeier? Abgesagt. Der erste Städterip ohne Eltern? Verschohen. Der Sprachaufenthalt in Südfrankreich? Gestrichen. Die Vorlesungen im Studium? Werden nur am Bildschirm verfolgt.

Die grosse Mehrheit hält sich trotzdem vorbildlich an die verordneten Regeln, ist solidarisch, hilfsbereit und rücksichtsvoll. Obwohl Rebellion zu diesem Alter gehört wie die Hormonachterbahn und der erste Liebeskummer. Es ist höchste Zeit, die Jugend wieder ins Blickfeld zu rücken. Nicht nur wegen der Jugendlichen selbst, sondern zum Wohl der ganzen Gesellschaft. Geschieht dies nicht, könnte das für den Zusammenhalt der Generationen, die wirtschaftliche Zukunft des Landes und die Entwicklung der Pandemie langfristig negative Folgen haben.

Keinen Plan

«Lost» – so lautet das deutsche Jugendwort des Jahres 2020. Eine Person, die «lost» ist, wie der Pons-Verlag bei der Bekanntgabe im Herbst erklärte, ist «ahnungslos, verloren oder hat einfach keinen Plan, was eigentlich gerade abgeht». Die Wahl hat natürlich mit der Pandemie zu tun. «Womöglich sind wir

In der Corona-Krise ist es still geworden um die Jugendlichen. Das gibt Grund zur Sorge.

durch Corona so «lost» wie noch nie zuvor», hiess es. Tatsächlich haben die Jugendlichen in der Krise viel Sicherheit und Orientierung verloren. Für sie sind die Auseinandersetzung mit sich und der Umwelt, der Austausch mit Gleichaltrigen und die Selbstbehauptung gegenüber anderen für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit essenziell. Das alles wurde stark erschwert.

Als im letzten März die Schulen auf Fernunterricht umstellten, wurde nicht nur das Recht der Jugendlichen auf Ausbildung beschnitten, sondern auch der wichtigste soziale Treffpunkt geschlossen. Manch ein Sekundarschüler bangt seither nicht nur um seine guten Noten, sondern auch um eine Lehrstelle. Während es Gymnasiasten immerhin möglich war, zu Hause zu lernen, fehlten den Lehrlingen, die nicht im Home-Office arbeiten konnten, wichtige Monate ihrer praktischen Ausbildung. Viele Studenten, die im Herbst ihr Studium begonnen haben, zeigen Mühe damit, sich allein vor dem Computer im Universitätsalltag zurechtzufinden. Das Fehlen sozialer Kontakte beeinträchtigt nicht nur das persönliche Wohlbefinden, sondern wirkt sich auch negativ auf den Studienerfolg aus. Das haben in der Vergangenheit verschiedene Studien gezeigt.

In der Arbeitswelt gestaltet sich die Lage ebenfalls schwierig. Die Jungen sind besonders von Entlassungen betroffen. Hinzu kommen wie in der Gastronomie und im Event-Bereich branchenspezifische Probleme, welche die vielen jungen Arbeitnehmer in den Restaurants, Cafés und Bars überproportional treffen.

Auch das Privatleben und die Freizeitgestaltung haben sich erheblich verkompliziert. Weil im Ausnahmezustand viele Sportvereine, Jugendtreffs, Bars und Klubs ihren Betrieb einschränken oder einstellen mussten, gingen weitere wichtige Orte des sozialen Austausches verloren. Ein unvergesslicher Fussballmatch, der erste Kuss im Ferienlager oder eine rauschende Partynacht – statt ein einmaliges Erlebnis zu werden, blieb vieles in den letzten Monaten ein vager Traum.

«Bleiben Sie zu Hause», lautet stattdessen das Credo des Bundesrats. Für die Jugendlichen bedeu-

tet das nicht nur Sofa, Chips und Langeweile, sondern auch, dass sie sich nicht von den Eltern loslösen können. Die Abnabelung, ein wichtiger Bestandteil der Pubertät, wird erschwert. Statt aufregendes Neuland erleben die Jugendlichen eintönigen Alltag.

Durch die Ausnahmesituation steigt zu Hause das Konfliktpotenzial. Die Fälle von häuslicher Gewalt nehmen zu. Mario Fehr, der Sicherheitsdirektor des Kantons Zürich, sprach bei einer Medienkonferenz Anfang Dezember von einem Anstieg von deutlich über zehn Prozent. Immer mehr Jugendliche kämpfen mit psychischen Problemen. Depressionen und Angststörungen treten vermehrt auf. Das Bundesamt für Gesundheit rechnet mit einer Zunahme von Suiziden. Eine Umfrage der Universität Basel bei mehr als 11 000 Schweizerinnen und Schweizern kam im Dezember zu einem alarmierenden Resultat: Bei den 14- bis 24-Jährigen gab fast ein Drittel der Befragten an, schwere depressive Symptome aufzuweisen.

Die Einrichtungen der Kinder- und Jugendpsychiatrie stellen seit dem Sommer eine starke Zunahme bei den Notfallanfragen fest. Problematisch ist, dass bei weitem nicht alle Hilfesuchende einen Platz finden. Oft müssen sie monatelang auf eine ambulante Therapie warten. Dabei wäre schnelle Hilfe wichtig, weil so besonders bei jungen Menschen häufig dauerhafte Probleme und eine stationäre Therapie verhindert werden können.

Selbst wer die gegenwärtige Ausnahmesituation gut meistert, hat für die Zukunft getrübtte Aussichten. Lehrerinnen und Lehrer berichteten nach dem Fernunterricht von Bildungslücken, die nur schwer zu schliessen seien. Berufsmessen wurden abgesagt, und zahlreiche Unternehmen haben ihr Angebot für Schnupperlehren heruntergefahren. Für junge Sekundarschüler ist es deshalb noch schwieriger, sich für eine passende Berufsrichtung zu entscheiden.

Die Chancen, eine reguläre Stelle zu finden, sind in vielen Branchen aufgrund der unsicheren Wirtschaftslage ebenfalls gedämpft. Und wer einen Job erhält, muss damit rechnen, aufgrund der Rezession empfindliche Lohneinbussen hinnehmen zu müssen, die oft erst Jahre später ausgeglichen werden. Die Jungen tragen bereits während der Krise eine grosse wirtschaftliche Last. Von den Staatsschulden der Zukunft ganz zu schweigen.

Die Jugendlichen sind sich dieser Probleme bewusst. Ihr Optimismus für die Zukunft schwindet. Das zeigt das neue Jugendbarometer der Credit Suisse. 2020 bezeichnete sich nur noch die Hälfte der Schweizer Jugendlichen als «eher zuversichtlich». 2018 waren es noch über sechzig Prozent gewesen.

Ein Danke wäre angebracht

Der Start der Impfkampagne gibt Hoffnung. Doch die Pandemie ist damit noch nicht vorbei. Je länger sie andauert, desto mehr muss auf die Jugendlichen und ihre Psyche geachtet werden. Als vor knapp einem Jahr die erste Corona-Welle über das Land rollte, wurde die physische Gesundheit der älteren Generation höher gewichtet als die psychische Gesundheit der Jungen. Man darf diese beiden Ziele keinesfalls gegeneinander ausspielen. Aber man muss bei allfälligen weiteren Massnahmen immer beide Seiten im Auge behalten.

Eine weitere Schliessung der Schulen sollte – anders, als es in vielen europäischen Ländern gehandhabt wird – wenn immer möglich vermieden werden. Das Freizeit- und Sportangebot für Jugendliche darf nur so wenig wie nötig begrenzt werden. Es wäre beispielsweise denkbar, künftig einzelne Anlagen und Betriebe zuerst nur für die Jungen zu öffnen. Die Treffpunkte in den Gemeinden, wo Jugendliche einmal eine Auszeit vom Elternhaus nehmen können, müssen offen bleiben und sollten keine strengeren Richtlinien auferlegt bekommen als die Schulen, in denen sich die Teenager ohnehin täglich stundenlang aufhalten.

Es stimmt zuversichtlich, dass im Kanton Zürich dieses Jahr gleich viele Lehrstellen besetzt wurden wie in den vergangenen Jahren. Es ist zu hoffen, dass sich das auch im nächsten Jahr nicht ändern wird. In der Vergangenheit hat es sich schon mehrmals gezeigt, dass am Ende beide Seiten davon profitieren, wenn auch in einer Krise auf die Jungen gesetzt wird. Ist das Tief einmal überstanden, können die Unternehmen auf spezifisch ausgebildete Talente zurückgreifen. Mit Blick auf die kommenden Monate gilt es, einen Generationenkonflikt zu vermeiden. Der landesweite Zusammenhalt des letzten Frühjahrs scheint verflogen. Fürs gegenseitige Verständnis hilft es wenig, wenn im Bundeshaus zum 70. Geburtstag von Bundesrat Ueli Maurer frisch-fröhlich ein Ständchen gesungen wird und es einige Parlamentarier nicht einmal für nötig halten, bei den Standing Ovationen eine Maske zu tragen. Manch ein jugendlicher Betrachter, der seit Monaten jeden Tag mit Maske im Schulzimmer sitzt, dürfte sich bei diesem Anblick veräppelt vorgekommen sein. Dabei sind die älteren Generationen auf die Solidarität der Jungen angewiesen. Und diese ist nicht endlos.

Man muss nicht gleich so weit gehen wie im bayerischen Landkreis Coburg, wo kürzlich mehr als 250 Plakate aufgehängt wurden, um sich bei den Jugendlichen für ihre Solidarität zu bedanken. Ein einfaches Danke zwischen durch und eine Extraportion Verständnis für ihre Sorgen und Probleme wären aber angebracht. Dann sind die Jungen im neuen Jahr vielleicht ein bisschen weniger «lost» als im vergangenen.